

Die Neue Welt

Nr. 3

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

Am Wege sterben.

(Fortsetzung.)

Roman von F. F. David.

Ihre eigene ungenossene Jugend sah Frau Veil sich rosig an Stirn und Wange ihres Kindes schmiegen, hell und freudig darauf erblicken. Sie konnte sich an dieser Spätblüthe nicht erfreuen; denn was in ihr lockend und hold gewesen, hatte dafür in's Grab steigen müssen. Ihre eigene Schönheit war erhöht und gestützt auf die kleine Nesi übergegangen — was half das ihr, die zu milde, zu abgejagt und innerlich zu krank war, um noch einen Nutzen daraus zu ziehen, wenn selbst der Nesi ihr Reiz zu etwas Besserem frommen sollte, als dahin er sie geführt? In der Regel aber — sie wußte aus eigener Erfahrung, wozu das bei armen Mädchen gut ist, gar wenn wie einmal bei ihr und nun bei der Tochter die Versuchung in Gestalt eines jungen und leichtlebigen Menschen immer zur Hand, die Gelegenheit stets bereit ist. Und so fraß sich der Woll gegen ihr eigen Kind immer tiefer in das lichte Herz; sie sah, wenn sie das Mädchen nur lachen hörte, die eigene, kurze, fröhliche Vergangenheit aufflattern, wie einen übermüthigen Vogel, der sich mit süßem Lärm aus dem Busche hebt, um einzufallen — wer weiß es, wohin? Sah sonst und späterhin all' diese Anmuth, zerstört und überschattet von einem traurigen Leben — und sah dies Alles halb mit einer geheimen und erbarmungslosen Freude und halb mit mächtigem Schauder . . .

4.

Stimmund Förster warf die Karten hin: „Ich mag nicht mehr spielen.“ Er lehnte sich in seine Sophaecke zurück und sah mit seinen immer entzündeten Augen gegen das eine Fenster, durch das schon die Nacht in das enge und dürftige Zimmerchen blickte.

„Und warum nicht, Bruderherz?“ Beyerl ordnete sorgfältig das Spiel und that es in die Tischlade.

„Weil es mir zu sad ist. Gewinnen kann ich nichts und verlieren darf ich nichts.“

Seine beiden Partner erhoben sich. Beyerl war sehr schulterbreit und kräftig; hellblond mit lichten und guten Augen. Hell war auch seine Stimme; es war ein schmetternder Tenor, aus dem es immer wie ein kaum gebändigter Jubel, wie ein Sauchzen der Lebenslust klang. Der dritte Mann im Larot, Simon Siebenschein, war sehr lang und hager. Alt und unfertig zugleich sah er aus. Er hatte eines jener Gesichter, die aussehen, als möchte niemals ein Bart darauf wachsen können; von einer kränklichen, bräunlich-blaffen Färbung, als hätte man durch Milch einen starken Rauch gehen lassen.

Es war zwischen den Dreien jene unbehagliche Stimmung, wie sie sich immer findet, wenn man von einem Gegenstand abkommen möchte, der dennoch Aller Gedanken unablässig beschäftigt. Was

immer gesprochen wird, ist im Grunde nur Füllsel, und man weiß das und ärgert sich über sich selber, daß man nichts Vernünftiges, nichts Anregendes in Gang zu bringen weiß. Sie schwiegen. Draußen knarrte eine Thür. Beyerl ging hinaus. Man hörte eine schrille Frauenstimme immer gellender: Es paßt mir nicht und es geht nicht, freischen. Seine Entgegnungen klangen merkwürdig gedämpft. „Nun geht's um mich,“ meinte Förster vollkommen tonlos und für sich. Nach einem Weilchen kam Beyerl zurück. Er setzte sich breitspurig an den Tisch: „Es ist Alles in Ordnung. Der Drachen ist gezähmt. Du darfst bleiben.“

„Wie lang' denn?“

„Nun, bis Du wieder was hast.“

„Sie hat diesmal Geschichten gemacht?“

„Nacht sie immer. Der Ordnung halber. Nicht mehr wie sonst. Ich hab' sie immer noch gebändigt. Ja, mein Lieber, das ist nicht so leicht. Das gehört mit zur Kunst, durch das Leben zu kommen.“

„Hast Recht,“ sagte Förster und versank wieder in sein Brüten. Denn gleich allen unbeholfenen und schwerblütigen Naturen war er sich seines Grundfehlers durchaus bewußt. Dagegen ankämpfen aber vermochte er nicht. Ja, insgeheim empfand er Das, woraus all' sein Glend floß, fast als einen Vorzug. Er war anders als die Anderen, und mußte sich also darin finden, wenn es ihm auch anders ging, als ihnen. Und es ging ihm bitter schlecht. Immer wieder war er auf die Hilfe seiner Genossen und besonders dieses Einen angewiesen. Immer mehr hingte es ihm davor, sich an Beyerl's Gutmüthigkeit zu wenden. Es blieb aber gar nie etwas Anderes übrig — und endlich: leben mußte man doch, wenn man auch nicht mehr wußte wozu. Denn er war sich klar darüber, daß er bei allen seinen Gaben und Fähigkeiten, bei einem unermeßlichen Gedächtnisse, das jedes Ereigniß in sich aufnahm, bei einem scharfen Verstand, der alle Verknüpfungen durchblickte, beim ernstesten Fleiß es niemals zu etwas bringen würde. Er war zu krank dazu. War sich schon an die Hochschule vom Gymnasium hergekommen. Da war's noch gegangen. Da hatte das Mitleiden mit dem kümmerlichen Gesellen, dem armen Webersohn aus Hohenolbersdorf, überwogen, der einen eisernen Willen an das Studium gesetzt. Man sah darüber hinweg, wie formlos und verwahrlost er sich gab; man unterstützte ihn, man ließ ihn unterrichten. Auch in guten Häusern. Aber er profitierte in Manieren nicht dabei. In Wien ging das nicht. Das hat' er früh erkannt und sich zeitiger aufgegeben, als Güter ahnte.

Aber man respektierte ihn, unerträglich im Lesen, an der Universitäts-Bibliothek, wo er für eine Seminar-Arbeit in den verborgensten Quellen spürte.

Unerfättlich in Fragen und scharfsinnig in seinen Ansichten, kannte man ihn in den Hörsälen und den Seminarien. Freilich: er kam in nichts zu einem Abschluß, und was er gab, das waren immer nur Fragmente. Dennoch war einer der Professoren nach dem anderen auf ihn aufmerksam geworden. Man spürte seinen wunderlichen Gängen nach; man sprach von ihm. Er aber konnte sich nicht offenbaren. Er glaubte nicht mehr an die Möglichkeit einer Hilfe für sich, nicht mehr an seine eigene Gabe, sich irgendwie für die Dauer zu behaupten. Bewand er sich um eine Stunde, so musterten ihn schon im Vorzimmer die Diensthofen argwöhnisch, ob sie ihn überhaupt einlassen sollten. Und diese Musterung setzte sich in der Stube fort. Und wenn man ihn schon aufnahm, so hielt er sich niemals lange, denn die Jungen hatten dann keine Achtung vor ihm. Kam er um ein Stipendium ein, so fiel er regelmäßig durch, weil er es so garnicht verstand, sein Anliegen durch einen Gönner fördern zu lassen. Und so that er denn garnichts mehr. Der Gedanke an Weltflucht in ein Kloster, dahin er durchaus gepaßt hätte, lag ihm ebenso fern. Denn er war ein ehrlicher Ungläubiger. Manchmal fand er einen reichlicheren Erwerb. Er sammelte Materialien für irgend einen bequemen und bemittelten Kollegen, der sich seine Prüfungen leichter machen wollte und sich seinen Hilfsarbeiter zahlte. Alsdann, wenn er sah, wie dieser seine Arbeit zu nutzen wußte, so packte ihn selber der Ekel über sein verpfushtes Sein mit doppelter Macht — und er trank, bis er wieder obdachlos und vor dem Nichts stand. Trank auch, um die Schmerzen in seinem bresthaften Leib zu übertäuben.

„Hast Briefe von Deinen Leuten?“ fragte Beyerl endlich wieder, um ein Gespräch in Gang zu bringen.

„Ja.“ Förster richtete sich auf und griff nach seiner Brusttasche. „Ja, denkt Euch, mein Alter hat schon zum zweiten Mal Grund zugekauft. Und sie halten fest an ihrem Deutschtum.“

„Ist das gar so wichtig?“ fragte Siebenschein.

Förster sah ihn mit einem bösen Blick an. „Du bist sonst ein braver Kerl. Aber das verstehst nicht. Gerade, weil es ihnen in der Fremde gut gehen thut, dürfen sie nicht abfallen von ihrem Stamm und ihrer Art, damit man nicht sagt, sie verkaufen's um ein Stück Brot. Ja, und denkt Euch, sie haben vom Himmel hoch, da komm' ich her' geflogen, und jeden Tag essen sie Fleisch und haben ein Guthaben in der Bank. Denkt Euch, ein Guthaben in der Bank! Webersleut' aus Hohenolbersdorf. Und immer fragen sie mich, ob ich nicht hinauskommen möchte, und sie sind so froh, daß es mir hier gut geht —“ seine Stimme brach. Er sammelte sich. „Alsdann: Das kommt nur von dem dummen Herzen.“

Das thut mir so viel weh. Ja, und zuletzt hat mir mein Alter geschrieben, ob ich wirklich durchaus nicht hinaus will. Er schickt mir jede Stund' das Reitegeßel, und ich werde draußen erst recht fortkommen, weil ich ja jede Sprache mindestens im Lesen erkern' und weil man Lehrer ganz gut brauchen kann draußen, wo doch viel Deutsche leben und mit mir froh wären."

"Und was hast Du geantwortet?" forschte Beyerl.

"Noch garnicht. Mir ist das Porto zu theuer nach Tasmanien. Und — man kann ihnen nicht immer nur Vermahnungen schreiben: Bleibe deutsch und tapfer! Und das ewige Lügen! Da rückt einem am End' einmal ein Wort herans, und der Teufel ist fertig."

"Und möchtest Du nicht wirklich hinaus, Förster?" Siebenschein lehnte sich ihm zu.

"Nein."

"Und warum nicht?"

Förster sah an sich selber hinab. "Möchtest Du so zu Deinen Eltern zurück? Und könntest Du für Dich gut steh'n, daß Du mit dem Gelde Das thust, was Du sollst? Ich kann's nicht."

Wieder eine Pause. Dann begann Förster:

"Wie spät ist's?"

Siebenschein sah nach seiner goldenen Uhr: "Es ist noch nicht Sieben."

"Gut. Denn Euch — der alte Söhner Flißschneider ist gestorben."

"Wer war denn das?" verwunderten sich Beide, und Beyerl, der seinen Stuhl ritt, lehnte sich vor.

"Ja so! Also — das war ein sehr verrückter Kerl. Ja, nämlich, ein recht närrisches Huhn war er. Ein ganz armer Teufel. Aber, er hat so etwas gehabt wie eine fixe Idee, und diese Ferien ist er gestorben und war heimlich, und ich bin gerade zu Hause gewesen, weil dem Bürgermeister sein Sohn sich hat vorbereiten lassen wollen. Ich sag' Euch, ein Hundvieh, so was lebt nicht mehr. Er wird natürlich zurück — Du entschuldigst, Beyerl."

"Ja, und den Flißschneider kenn' ich, und wie ich noch ein Kind war, so war er schon damals ein ganz alter und verheiratheter Kerl. Und er hat natürlich sein Häuslein gehabt, das ist auf einem ziemlich hohen Berge gestanden, und der Wind hat darum blafen können, daß man nicht begreifen hat, wie sich ein Schneider traut, da oben zu wohnen, wo es ihn so weit vertagen kann, daß man ihn gar nimmer find't. Aber gehalten hat er sein Haus — eine Fress', sag' ich Euch. Geheimniß hat er nicht gehabt. Und so hat er sein hüßelchen Essen essen gelohnt, und wessa er nichts zu thun gehabt hat, was jenseit vorgewarnt ist, weil man ja bei uns ein Stück Gewand stutzen läßt, bis man auf die Frage, wie's denn einmal wirklich ausgeht hat, auf irgend ein gottbergehenes Fleckle zeigt und deniet: "So" — also wenn er gar keine Arbeit gehabt hat, so hat er herin gewirtschaftet und gekaut in seinem Hönselein, bis es nur so geglückt hat. Und kein Weibsbild hat ihn was machen dürfen, nicht einmal seine Wähe waschen. Denn, hat er geschworen, die Weibskent' sind zu garnichts gut auf der Welt, und es wäre viel schwerer ohne sie, und man könnte sich ganz gut ohne sie behelfen, wenn man erst zu seinen Jahren und zu seiner Bekanntheit gekommen ist. Und nicht einmal der Herr Bürgermeister hat ihn etwas darcinreden dürfen. Soust ist er mit ihm groß geworden. Denn er war ein hüßiger Schneider. Die haben auch dazu Courage für Bier, und gebraucht hat er auch Niemanden auf der Gotteswelt. Courage für der Schneider nämlich haben sie, das ist so viel wie ein halber Schloffer."

"Und sein Haus herin hat er sich Wein gezogen. Das thut man Niele, denn es ist hüßlich im Sommer, wenn man die Hände so ganz in Grün fassen thut und die Kauten zittern vor jedem Winde. Und es ist hüßlich im Herbst, wenn das Laub verbrannt ist und sehr ganz roth, und die Beeren leuchten vor gelb und blau. Aber sie wissen Alle, ist das Jahr gut, so kann man vielleicht die Trauben essen, aber sie werden eigentlich immer nur zu nichts taugen, nur zur Strafe für die Gassenbuben, die sich gegen das gewisse Gesetz verhalten, ihres Nächsten Eigenthum begehren und dann ihren Lohn dahin haben,

und ihre Mutter erschrecken mit grünlischem Gesichterschneiden und sonst unansehnlichen Zuständen, so gut ihre Mägen sind. Einen Wein aus ihnen machen, das möcht' Niemandem einfallen, der sonst seinen Verstand hat und nicht von bösen Geistern besessen ist, denn der Wein wäre eine Heimfuchung Gottes und die erste egyptische Plage."

"Der Schneider hat das aber durchaus nicht wollen glauben thun. Jedes Jahr hat er seine Stück' hinauf gebunden an der Südseite von seinem Haus, das eigentlich lauter Nordostseiten und sonst Niederträchtigkeiten gehabt hat. Und für alle Fälle hat er sich eine Kletter gemacht und hat sie richtig zusammen gebastelt mit Nachbenten und in Jahren, und für sich genommen war' sie ganz fein gewesen. Und alsdann hat er ipesulirt: man wird Sonnen- und Schattenseite mischen, und das wird dann einen echten und einen famosen Wein geben, wie er ihn einmal für sein Leben gern getrunken hätte, ohne daß es ihm einmal dafür gereicht hätte. Weil er aber ein frommer Mensch war, so hat er geschworen, er wird von seiner ersten Besse ein gutes Theil dem Herrn Pastor geben, damit die ganze Gemeinde — er war nämlich auch evangelisch — einen echten Abendmahlswein genießen kann. Was man beim Weinhändler kauft — man weiß schon: der Lump thut darauf schwören, aber auch nur, weil es bei dem Geschäft auf einen Meinid mehr wirklich nicht mehr ankommt. Und für Bücher über Weinkultur hat er ein Sündergeld ausgegeben. "Vielleicht zwanzig Gulden, bei meiner Seele," hat er sich selber geschworen. Und vom Restschütt hat er gesprochen und von der Veredelung. Daß er hätte können über Beides Collegia lesen dürfen. Und weil er gewußt hat, schwarz zieht die Sonne an sich und weil Theer immer will gekauft sein, so hat er alle dunklen Flederln geparkt, die, was ihm übrig geblieben sind, und hat so alle Wände von seinem Häuslein beklebt damit. Schädig war's genug. Schön war's nicht, und man hat nicht gewußt, was das nicht ein Tapezierer, der aus Kummer verrückt geworden ist und nun seiner Trauer so Ausdruck giebt? Und die Latzen waren schon schwarz, und das Häuslein ist einem Jeden aufgefallen und war die Sehenswürdigkeit von dem Ort, und man hat's einander gezeigt. Aber der Wein ist halt doch nicht reif geworden. Und jedes Jahr hat er eine andere Aukrede gehabt für seinen Wein — und wenn man ihn den angegriffen hat, so hat er gar keinen Spaß verstanden und zu singen angefangen: Jesus, meine Zundersicht, und dann war mit ihm garnichts zu reden. Und wenn er hener nicht reif geworden ist, so über's Jahr, und wenn das gute Wetter nur noch ein paar Tag' gehalten hätte und alsdann war' zeitig ein Frost gekommen, so hätte man sein Wunder erlebt. Und jedes Jahr hat er sie gekostet und alsdann traurig an sein Schwein verfürtert. Manchemal hat es sie auch richtig gegessen. Dann ist er davor gestanden und hat bei jedem Sprung der Sau geseufzt: "Die Kraft und die Fett, die das Vieh nur davon hat!"

"Und so ist der Mann immer älter geworden. Und es ist ihm so weit ganz gut gegangen. Dat er nichts zu thun gehabt, so hat er sich was zu thun gemacht, sich außer Haus verdingen, und verdingt ist am Ende keiner bei uns. Nur gewöhnt hat er manymal: "Du lieber Gott, Du mein einziger Gott, wenn ich das nur erleben thut, die eine Fress'!" Und im vorigen Sommer ist er krank geworden, das heißt, nicht so eigentlich krank, sondern das Alter hat ihn so zusammen gepackt. Und gerade den Sommer war so heiße Zeit, wie man sie eigentlich garnicht im Gedanken hat, und er ist immerzu vor seinem Wein gestanden und mit jedem Späßen hat er gehandelt, der zugestogen ist. "Du Vieh, Du gottloses Vieh! Lecker's Dich?" und hat sich doch immer gefreit über dem Späßen sein Gasfo. Endlich hat er in's Bett müssen."

"Es waren im September noch Tage, wie sonst nicht zu Mitte Juli, und dann ist das Wetter umgeschlagen, und es war warm am Tage und Nachtmittag, wie wenn der liebe Gott das Wetter hätte vom närrischen Schneider bei sich bestellen lassen. Man hat die Trauben gelesen und bringt ihm die

erste an sein Bett. Und er langt danach so mit einer gewissen Bier und ganz schwach und nimmt eine Beere in den Mund. Und es zieht ihm das Gesicht zusammen und es giebt ihm einen gewissen Ruck. Kein Wort hat er mehr geredet bis an seinen Tod."

Förster schwieg und machte sich zum Gehen fertig. "Was meinst Du damit?" forschte Beyerl.

"Wirst schon noch dahinter kommen," entgegnete Förster brummig und schob sich in seinen Ueberrock.

"Ja, wenn Du erst die Frucht, nach der Du das Leben lang gestrebt hast, in den Mund bekommst, und sie ist sauer und Essig und kommt überdies zu spät," ergänzte Siebenschein.

"Nein, für so geschickt hatt' ich Dich mein Lebtag nicht gehalten," höhnte Förster. Beyerl aber verweilte sich noch einige Zeit im Sinnen. Alsdann: "Geld hab' ich gefast, Bruderherz! Das ist die Hauptsach'! Heut' lebt das Volk!" Und losbrechend mit seinem prächtigen Tenor: "Ja, geschmauset! Gehen wir. Laßt uns nicht rappelköpfig sein!"

Es war ganz dunkel. Die drei Gesellen verfiugten sich in's Gasthaus des Herrn Clemens Deym genannt "Delirium tremens".

5.

Es war Samstag Abends und das kleine Wirthshaus also gefüllt als gewöhnlich. Es lag in eine ganz stillen Seitengasse, so recht versteckt, so daß man kaum begriff, wie ein Wirth auf diesem Posten zu gedeihen vermochte. Herr Deym hatte diese Kunst verstanden, trotzdem jeder seiner Vorgänger über ein kurzes der erzwungenen Einsamkeit müde geworden und anderswohin verzogen war, wo man Menschen mindestens vorbeigehen sah. Ihm glückte es, er fühlte sich schon nach kurzer Zeit auf dem richtigen Wege, und gegenwärtig war er Eigenthümer des Hauses, eines Komplexes, der schon als Baugrund einen höheren Werth darstellte, als man meinen mochte, wenn man vor der einstöckigen Front stand oder in den engen, dumpfen Gängen umirrte. Er schrie nach Demolition, nach Ankauf durch einen jener Spekulanten, die damals ihre Hände nach diesem Bezirke auszustrecken begannen und begierig daraus weglegten, was an grünen Gärten und altem Winkelwerk darin gewesen.

Ans zwei Räumen bestand das ganze Gelack darin der Wirth sein Wesen trieb. Entstanden war es, indem man in ein nicht gar großes, niedriges Zimmer mit Holzdecke eine Glaswand geschoben hatte. Davor saßen die minderen Gäste an Tischen, die überhaupt nicht gedeckt wurden. Dahinter an roth geklumpten Tischstücken fanden sich die Studenten zusammen, deren jeder hier Herr Doktor angesprochen und demgemäß estimirt wurde. Selbst wenn er noch die Schuhe trug, in denen er aus der Heimath gekommen war, oder wenn man schon längst wissen konnte, er habe deren auf dem Wege zu Titel und Geltung schon so viele Paare zerrissen, daß er am Besten jemals zu dem Ziele gelangen werde, das er am Besten seiner akademischen Laufbahn sich vorgestekt hatte.

Gar zu streng wurde diese Scheidung freilich nicht immer eingehalten. Beyerl zum Beispiel war Demokrat und fand garnichts dabei, sich mit den Einspännerkutschern, die hier gerne die Pausen in Geschäfte füllten, zu einer Kartenpartie zusammenzufinden, und Förster trennte sich kaum von ihm. Siebenschein allerdings hätte sich niemals so weit vergessen. Denn er war hochmüthig und nervös. Nicht unbemittelt von Hause, so daß er sich um keinen Erwerb umsehen mußte, und wie durch seine Schärfe so durch seine Unabhängigkeit eine Eigenstellung unter seinen Genossen behauptete. Er wußte was er erstrebte, und war ein rastloser Lerner, doch kein klinisches Kolleg und keine Übung verächtlich. Denn sein Verändern reichte eben nur für seine Studienzeit und etwa noch für den Beginn seiner Praxis. Jeder Tag, den er unniht verthat, zwang ihn, sich zu beschämen und sich niederere Flügel zu wählen, als die er sich vorgelegt. Das war seine Sache nicht. Denn etwas von dem Hochmüthe seiner Klasse war in ihm, der Bücherweisheit und Gelehrsamkeit neben dem Erwerbe immer das Höchste ge-

wesen. Man erzählte von ihm, er sei zu Beginn seines Wiener Aufenthaltes höchlich entrüstet gewesen, daß Arbeiterweiber und Arbeiter bequem und behaglich auf der Pferdebahn saßen, während Bessergeliebte und ersichtlich Gebildete stehen mußten, und nur das Bewußtsein körperlicher Schwäche, das ihn überhaupt vor mancher Ausschweifung seiner Gefährten zurückhielt, seine Scheu vor jedem lauten Auftritt hätten ihn daran gehindert, loszubrechen. Genedt hatte man ihn damals genug, ohne daß es etwas fruchtete. Er saß lieber allein oder mit dem einzigen getreuen Stammgast hinter dem Verschlage, ehe er sich unter das Volk mischte, mit dem er sich nicht zu verständigen wußte.

Es war im Allgemeinen keine Empfehlung, zu den emsigen Besuchern dieser Kneipe zu gehören. Ein Wigbold hatte einmal vor Jahren aus dem Vornamen des Wirthes, dem sanftmüthigen Klemens, ein Tremens gemacht. Das blieb haften. Das Gasthaus galt für einen bösen Sumpf. Wer dahin gerieth, der kam so leicht nicht mehr hinaus, und Herr Deym verstand sein Geschäft trotz eines Blutesegels, der sich im untersten Pfuhl eingenistet hat. Er ließ und ließ auf gute Bürgschaft, auf Faustpfand, auf Stipendienbogen. Immer mit der gleichen, stumpf verdrossenen Miene. Er war lang, hager und noch rüftig. Seine Kost gebieh ihm selber nicht einmal. Und wenn er einen Augenblick sich Ruhe gönnte und das Sammetkäppchen auf dem angegrauten, aber vollen Haar in seinem Lehnstuhl an der Schänke nickte, so bewegten sich seine Lippen unablässig murmeln, wie wenn er selbst dann noch im Rechnen begriffen wäre. Manchmal kam er in ein sonderbares, anscheinend höchst vergnügtes Schluchzen und Glucken, in ein endloses Händerreiben. Oder er brach in ein kurzes, engathmiges Hüfteln aus. Denn das ewige Laufen Stiegen ab und auf hatte ihm die Brust angegriffen, und die Luft des feuchten und frostigen Weinkellers, in den außer ihm Niemand durfte, hatte sich ihm beklemmend darauf gelegt. Das war sein Allerheiligstes. Die Schlüssel dazu bekam Niemand, nach des langen Siebenschein Meinung darum nicht, weil des Herrn Treiben da unten keinerlei Zeugen vertrat. Auch die Beine wollten nicht mehr mit. Ruhe aber gönnte er sich darum nicht. Wahnte man ihn daran, so meinte er, das habe noch Zeit. Und das dürfe ein rechtschaffener Gewerbsmann so bald nicht, der froh sein müsse, wenn er bei den schlimmen Verhältnissen, den schrecklichen Steuern und den vielen leidigen Schuldenmachern nur Etwas für sein bitter Leben herauszuschlage. Eben daß man mitessen könne mit den Gästen und seinen Schluß thun und vielleicht so viel eripieren, daß man einmal sammt seiner Tochter Niemandem werde zur Last fallen müssen und nicht in die Verforgung gehen. Ja, wenn das Mädel nicht wär! Aber was die Erziehung kostet. Und man sei nun einmal so, wenn man danach ist — man opfere sich immer für Andere, ob die es verdienen oder nicht. Dazu lächelten dann die Vertrauteren. Denn man raunte, sein sei im Grunde auch manch' ein statliches Bauerngut, dessen Erben oder Eigenthümer augenblicklich noch in Wien weilten. Angehlich Studirens halber. Er selber sperrte das Geschäft regelmäßig eigenhändig zu. Er huschte, abermals nach Siebenschein, seine Gäste zum Tempel hinaus. Diesen Siebenschein mochte Herr Deym durchaus nicht. „Ein Student, der niemals aufschreiben läßt, der niemals einen Rauch hat — ich bitt' Sie, das Herz thut Einem weh: wie soll aus so Einem was Rechtes werden? Wo man niemals jung war und nicht getollt hat — wie soll Das gejeht werden? Traurig genug, daß Unjereins in einensfort rechnen muß. Aber so Einer? Ich bitt' Ihnen — ist das nicht ein Jammer? Und er müßt' es gerade nicht so. Er am wenigsten. Aber so ist die Welt heutigen Tags.“ Und er seufzte bekümmert und spie nachdenklich vor sich hin.

Auch Herr Deym hatte sich Zimmer eingerichtet, die er vermietete. Die bei ihm wohnten, mußten aber auch zu Gast gehen bei ihm. Eines bedingte nothwendig das Andere. Für seine Pfleglinge sorgte er nach seiner Art umsichtig, so daß sie innerhalb seines Hauses nichts von Dem entbehrten, wonach

ein junges Herz verlangt. Er war ja nicht Hüter der Sitten seiner Herren und hatte Verständniß für ihre Bedürfnisse. Er wußte, wenn ein Standal drohte, immer Mittel, ihn niederzuschlagen. Nur freilich, billig war das nicht immer. Ja, wer seinen Spaß haben will, der muß zahlen, und wenn der Spaß danach war, daß man ihn nicht gerne den Eltern erzähle, so mußte man sich das Geld schaffen. Er wußte Rath dazu. Denn welches Opfer hätte er in seiner Güte nicht für seine Getreuen gebracht? „Nicht wahr, Franzl, wir Zwei wissen davon?“ Und er schlug dem Franzl auf die Schulter und der Franzl nickte bestätigend.

Er war der Stolz des Hauses. Vaterlos, Herr eines ganz ansehnlichen Vermögens, war er nach Wien gekommen, um sich zum Arzte auszubilden. Das war nun fast ein Menschenalter her. Durch die ganze, endlose Zeit, sagte man, habe er niemals, wenn nicht zu einem kurzen Spaziergange, das „Hotel zum Delirium tremens“ verlassen. Er kamte von der großen, lauten Stadt nichts, nur die Gassen um das Haus, worin er sich eingemietet. Immerdar saß er stumm in seinem gewohnten Sätzen. Denn der Wirth empfand diesem Ginen gegenüber, sei es nun aus Furcht vor Gerede und jedem Aufsehen, das ihm in seinem Geschäfte nur Abbruch thun und vielleicht gar die Aufmerksamkeit jener Kreise, mit denen er lieber nichts gemein hatte, auf sein Treiben ziehen konnte, eine menschliche Regung. Als Franzl mit seinem Geiwe fertig war — Niemand begriff, wie Das bei Deym's billiger Zehen möglich war, und er allein und vielleicht ein überberufener Anwalt noch hätten die Lösung des Räthfels geben können — da behielt ihn der Wirth bei sich unentgeltlich in Unterstand und Kost. Wortkarg saß dieser Verbummelte, der schon reichlich graues Haar auf sich trug, in seinem Winkelchen und brütete, mit Brotkrumen spielend, vor sich hin. Seinen Namen wußte Niemand mehr, wenn nicht der Briefträger, der ihm allmonatlich einen geringen Geldebtrag überbrachte, den seine begüterten Geschwister dem Verlorenen ausgesetzt. Deym nahm das Geld und fütterte ihn dafür durch. Er war so ganz ohne geistiges Bedürfnis geworden in diesem Sumpfe. Denn jetzt sehr Geraumen pflegte er nicht einmal eine Zeitung mehr zu lesen.

(Fortsetzung folgt.)

Bab und der Babismus.

Von A. Demmer.

(Schluß.)

Der Kampf begann im Mai 1850 und währte, beiderseits mit größter Erbitterung geführt, bis zum Ende des Jahres. Die über Artillerie verfügenden Truppen gewannen wohl allmählich Raum, wurden aber von Mokah Mohammed Ali in geschickt geleiteten Gegenstößen, bei deren einem das ganze Bazar-Quartier in Flammen aufging, wiederholt zurückgeworfen. Die Nachricht von Bab's Tod, worauf noch zurückzukommen ist, vermochte den Widerstand der Belagerten nicht zu brechen. Mohammed Ali legte sich in kühnem Entschluß selbst den Titel Bab bei, erklärte sich für den von der Vorsehung an die Stelle des Verewigten gesetzten Schirmherrn des wahren Glaubens und nahm offen das schon Bab von den Seinen zuerkannte Anrecht auf den persischen Thron für sich in Anspruch. Als er endlich in verzweifeltstem Kampfe fiel, brach die Katastrophe über den Rest der Belagerten, 1200 an der Zahl, herein. Durch das Bombardement, durch Hunger und Durst auf's Neueste getrieben, entschlossen sie sich zu Verhandlungen, von denen ihr Führer, gewarnt durch die Erfahrungen von Scheich Tabarzi, nichts hatte hören wollen. Was sie verlangten, Sicherheit ihres Lebens, wurde ihnen ansstandslos zugesichert. Als sie aber vertrauensselig in die Falle gegangen waren und ihre Waffen abgeliefert hatten, wiederholte sich das höllische Schauspiel von Masenderan: sie wurden Alle niedergebunden; die Leiche ihres Führers wurde von den siegenden Kannibalen ausgescharrt, durch die Straßen geschleift,

in unsagbarter Weise verstümmelt und schließlich den Hunden zum Fraß vorgeworfen.

Noch an einem dritten Orte, nicht so sehr weit der Stadt, wo die Wiege des Babismus gestanden hatte, kam es zum Kampf. Derselbe von Schiras und auch nicht weit von den Ruinen der alten Persehauptstadt Persepolis erstreckt sich die Landschaft Miris mit einem größeren See gleichen Namens. Die zahlreichen Gläubigen dieses Distrikts nahmen vor den Verfolgungen des königlichen Statthalters ihre Zuflucht in den Ruinen einer Burg (1850) und wehrten sich, von den Truppen belagert, unter der Führung des Aka Seh Jahja lange ihrer Haut, bis sie sich schließlich gegen Demwilligung freien Abzugs ergaben. Es vollzog sich nun die gleiche Verrätherei, wie in Masenderan und Jendshan: Jahja wurde mit seinem eigenen Gürtel erdroffelt, die übrigen alle hingerichtet, ihre Köpfe mit Stroh ausgestopft. Ueber die Vorgänge in Miris haben wir einen höchst interessanten Bericht, den der um die Geschichte des Babismus verdiente englische Gelehrte Browne 1888 aus dem Munde eines hochstehenden Babi in Tezd erhalten hat. „Mein Großvater mütterlicherseits Mir Ali Chan Schirjaul-Mulk und mein Großonkel Mirza Naim“, erzählt dieser Gewährsmann, „nahmen beide thätigen Antheil am Kriege in Miris — aber auf der unrechten Seite. Als Befehle nach Schiras kamen, den Aufstand zu unterdrücken, erhielt mein Großvater den Auftrag, das Kommando der zu diesem Zweck entsandten Expedition zu übernehmen. Die ihm übertragene Aufgabe gefiel ihm nicht, und er theilte sein Widerstreben zwei Mitgliefern des Aka mit, die ihm aber wieder Zuversicht einflößten, indem sie erklärten, der Krieg, an dem theilzunehmen er im Begriff stehe, sei ein heiliges, der Religion geweihtes Unternehmen, und er werde dafür im Paradiese belohnt werden. So ging er, und was geschehen mußte, geschah. Nachdem sie 750 Mann getödtet hatten, nahmen sie die Weiber und Kinder, zogen sie fast nackt aus, setzten sie auf Esel, Maulthiere und Kameele und führten sie durch Reihen von Köpfen, die den leblosen Körpern ihrer Väter, Brüder, Söhne und Gatten abgehauen waren, gen Schiras. Dort angekommen, wurden sie in den Ruinen einer Karawanenerei dicht vor dem Spanischer Thor untergebracht. Hier verblieben sie lange Zeit, vielen Verleumdungen und Qualen ausgesetzt, und viele von ihnen starben. Nun aber fiel das Gericht Gottes über die Unterdrücker; denn mit allen für diese Grausamkeiten hauptsächlich Verantwortlichen nahm es ein schlimmes Ende, sie starben Alle, mit Unglück überhäuft. Mein Großvater Mir Ali Chan wurde in Kürze krank und war stumm bis zum Tag seines Todes. Gerade als er im Begriff war, sein Leben anzuhängen, sahen die um ihn Stehenden an der Bewegung seiner Lippen, daß er etwas flüsterte. Sie beugten sich vor, um seine letzten Worte zu vernehmen, und hörten ihn dreimal mit schwacher Stimme: „Babi! Babi! Babi!“ murmeln. Dann fiel er todt zurück. Mein Großonkel Mirza Naim fiel bei der Regierung in Ungnade und wurde zweimal mit Geldstrafen belegt, 10 000 Loman (66 000 Mark) das erste, 15 000 (100 000 Mark) das zweite Mal. Damit hörte seine Strafe aber nicht auf; denn man ließ ihn verschiedene Martern ausstehen. Seine Hände wurden in den el-chek und seine Füße in den tang-i-Kadschar gesteckt.

(Die „el-chek“ genannte Folter besteht darin, daß man Holzstücke zwischen die Finger des Opfers steckt und sie fest mit Stricken zusammenzieht; dann wird kaltes Wasser auf den Strick gegossen, um ein weiteres Zusammenziehen zu veranlassen. Die „Kadscharen-Dnetische“ ist, wie der Name sagt, durch die regierenden Kadscharen eingeführt worden und beruht auf dem nämlichen Prinzip, wie der spanische Stiefel.) Man stellte ihn barhäuptig in die Sonne und schmierte ihm Syrup auf den Kopf, um die Fliegen anzuziehen; und nachdem er diese und andere noch schmerzhaftere und demüthigendere Foltern ausgestanden hatte, wurde er entlassen: ein entehrter und ruinirter Mann.“

So ereilt nach babistischer Auffassung die göttliche Strafe die Verfolger. Daß die Verfolgung

auch in Miris ihren Zweck, die Unterdrückung der gefährdeten Religionsgemeinschaft, gänzlich verfehlte, dafür legt sprechendes Zeugnis ab eine englische Beschreibung Persiens aus den siebziger Jahren, in der es heißt: „Miris ist in drei Distrikte oder Machallas geteilt; von dem südlichen, Machalla-i-Babi genannt, ist wohl bekannt, daß er fast gänzlich von Babis bevölkert ist, die, obwohl sie ihren Glauben an die Lehren Seyd Ali Mohammed's des Bab nicht offen bekennen, doch die kommunistischen Grundzüge ausüben, die er ihnen einprägte. Zudem ist es gewiß, daß die Duldung Andersgläubiger, welche eine von Bab's Vorschriften war, hier erzeigt wird.“

Während der Bürgerkrieg noch nicht ausgetobt hatte, war auch der Begründer des Babismus, war Seyd Ali Mohammed selber von seinem Geschick ereilt worden. Man mochte sich in Teheran wohl einbilden, wenn man nach der Niedermetzelung der energischsten Elemente unter den Babis nun auch den Propheten selber aus dem Wege räume, aller Gefahr von Seiten der neuen Religion enthoben zu sein, ihr endgültig den Garauß gemacht zu haben: man hatte eben auch hier nicht die Wahrheit des alten Satzes begriffen, daß das Blut der Märtyrer der Samen der Kirche ist. Die Regierung, d. h. Schah Nasreddin und sein Premierminister Mirza Tafi Khan, gaben Befehl, Bab nach Täbris zu schaffen, ihn dort durch die Mollas widerlegen zu lassen und ihn dann abzurichten. Mit dem Widerlegen wollte es freilich den Mollas nicht recht glücken; denn Bab war ihnen an reinerlicher Gewandtheit weit überlegen. Und als man dann über ihn zu Gericht sah, konnte man ihm keineswegs nachweisen, daß er der Urheber der bewaffneten Aufstände oder auch nur irgendwie daran beihilft gewesen sei. Das hinderte aber nicht, daß man ihn als Ketzer und Aufwiegler zum Tode verurteilte. Den 7. Juli 1850 wurde er, stark gefesselt, durch die Straßen von Täbris zum Richtplatz geschleppt, den Zufallen einer gaffenden Menge ausgesetzt; mit ihm zwei seiner Schüler, Seid Hussein und Agha Mohammed Ali. Der Exzere verlor angesichts des Todes den Mut, verweigerte seinen Meißer und verstand sich sogar dazu, ihm in's Gesicht zu speien, wofür er begnadigt wurde. Agha Mohammed dagegen blieb trotz aller Versprechungen fest entschlossen, mit Bab das Martyrium zu erleiden. An der Züavelle, da, wo die Hinrichtung vor sich gehen sollte, angelangt, zog man den beiden Opfern einen Strick unter den Armen durch, mit dem man sie an eine Mauer hing, so daß sie ungefähr einen Fuß über der Erde schwebten. Eine Kompanie christlicher Soldaten — Mohammedaner zu nehmen hatte man sich wohlweislich gehütet — wurde aufgestellt, um die beiden zu erschrecken. Die Salve freilich; aber nur Agha Mohammed wurde davon getötet, während Bab vollständig unverletzt blieb; eine Kugel aber hatte den Strick zerrissen, an dem er hing, so daß er auf einmal völlig frei dastand. Hatte er nun die Scheitelschwanz befehlen, sich unter die Menge zu stürzen, die in dem eben vor ihm Augen Geschickenen ein schwebendes Wunder der Dichtung sah und ohne Zweifel nicht übel Lust hatte, das's Partei zu ergreifen, so hätten merkwürdige Dinge geschehen können. Anstatt aber die Haupt der Aufstände auszunutzen, suchte Bab im Gegenteil das erste beste Pferd auf, das sich bot; er stieg in ein nahegelegenes Nachilokal, wozu ihn ein Offizier folgte und ihn mit einem Säbelhieb zu Boden stieß. Die Hinterschüsse der Soldaten gaben ihm dann den Rest.

So starb der Prophet im jugendlichen Alter von nur dreißig Jahren, und doch war seine Mission in allen Beziehungen schon erfüllt; denn was in den letzten Jahren von Bab's Leben seine Partigänger besaßen im Land in's Werk gesetzt hatten, das geschah ohne thätige Mithilfe seinerseits, und es ist sogar zweifelhaft, ob nicht der Versuch, dem Glauben auf revolutionärem Wege zum Siege zu verhelfen, zum Verhängnis in diesem Augenblick, seinen eigenen Ueberzeugungen widerständig, obgleich er freilich sich nicht offen dagegen erklärte. Jedenfalls war er kein Mann der That, sondern ein religiöser

Grübler, und während die Gläubigen gegen die Soldateska der Kadsharen Schlachten schlugen, erblickte Bab selbst seine Hauptaufgabe darin, in zahlreichen Schriften, die absichtlich in einem überaus dunklen, mit Allegorien und mystischen Anspielungen überladenen Stile abgefaßt und darum sehr schwer verständlich sind, die Lehre des neuen Glaubens auszubauen und festzulegen. Er war aus der Lesarture des Neuen Testaments über das Christentum durch häufige Gespräche mit Schiraser Juden über deren Glauben unterrichtet worden, und hatte es auch nicht verschmäht, sich von den im heutigen Persien so verachteten „Gebern“, den Anhängern der Religion des Zoroaster, über ihre Religion belehren zu lassen. Alle Drei haben auf seine Anschauungen Einfluß geübt, während an den alten Glauben seines Volkes, den schiitischen Mohammedanismus, seine Lehre direkt anknüpfte. Von größter Bedeutung aber für die Richtung, die Bab's Denken nahm, ist der Sufismus gewesen, eine philosophische Lehre, die rund ein Jahrtausend alt, seit langer Zeit das Denken aller aufgeklärten Perser beherrscht und auch von den meisten klassischen Dichtern mit großer Vorliebe in poetischer Form verarbeitet und verflochten worden ist. Im schroffen Gegensatz zum Islam mit seinem außerweltlichen, persönlichen Gott vertritt der Sufismus die Idee, daß Gott allein existiert, die Welt mit ihm identisch, nur ein Ausfluß, eine Offenbarung seines Wesens ist, ohne von ihm getrennt und der Substanz nach verschieden zu sein. Diesen Pantheismus verkündet nun auch die neue Religion Bab's: freilich in mystisch verschörkelter Gestalt und unter Fiktionnahme direkt göttlicher Inspiration, woran übrigens Bab, wie überhaupt an seine Prophetenmission, selbst fest glaubte; vom Betrüger ist nichts an ihm.

Auf die Einzelheiten des metaphysischen Systems des Babismus kann hier nicht eingegangen werden; bemerkt sei nur noch, daß auch die Auferstehung nach dem Tode in verkürzter Gestalt gelehrt wird. Uns interessiert mehr, wie Bab sich mit den Unvollkommenheiten der diesseitigen Welt, vor allem mit den traurigen Zuständen seines engeren Vaterlandes abfindet. Seine metaphysischen Speisindigkeiten mochten ihm wohl Anhänger aus den Reihen der Sufis und anderer Mystiker zuführen; Zulauf aus den Massen des Volkes aber hatten seine Jünger zweifellos nur, weil man von ihnen Abstellung der herrschenden Mißwirtschaft, Besserung der materiellen Verhältnisse, endliche Verwirklichung der uralten Verheißungen über den Mahdi und sein Gottesreich erwartete. Wie dachten sich dies nun die Babis? Sicher ist, daß Bab, beziehentlich seine Nachfolger, Könige werden sollten, freilich eigentlich nur Schattenkönige, da die wirkliche Gewalt bei einem Rath von neunzehn Mitgliedern ruhen sollte. Daß mit dem Beamtentum, gegen dessen Willkür und Erpressungen, und mit den Mollas, gegen deren Trägheit, Verkommenheit und deren verdammenden Einfluß die babistischen Reformer loszogen, zugleich die regierenden Kadsharen verschwinden sollten, ist selbstverständlich. Vielfach ist dem Babismus eine kommunistische Tendenz zugeschrieben worden. In Bab's Schriften ist davon aber nichts zu finden. Wohl schreibt er ausgedehnte Fürsorge für die Armen und reichliches Almosengeben vor, den Reichen, sagt er, gehört ihr Besitz ganzlich, sondern Gott; aber kommunistische Grundzüge predigt er nicht. Daß die Babis sich untereinander in ausgedehntem Maße materiell unterstützen, ist nicht auf kommunistische Prinzipien zurückzuführen: es ist das aus dem natürlichen Zusammenhalt einer verfolgten Religionsgemeinschaft zu erklären. Bab selbst erklärte sich gegen die Todesstrafe, gegen die Folter und gegen die Prügelstrafe. Er verbot die Polygamie und erklärte sich gegen das Schleiertragen der Frauen, deren Stellung er überhaupt der der Männer ebenbürtig machen wollte; aus dem Garauß heraus sollte die Frau an die Öffentlichkeit, was denn auch das beste Mittel gegen die in Persien so ungemein verbreitete Knabenliebe sein würde. Auch für ein vernünftigeres System der Kindererziehung hat Bab sich ausgesprochen.

Alle in Allem genommen, darf man wohl sagen, der Sieg der Babis in den Jahren ihrer Helden-

kämpfe mit der Regierung würde damals schon in Land einen beträchtlichen Schritt vorwärts gebracht haben. Das hat nicht sein sollen, und seitdem sind nun den Babis fünfzig Jahre verstrichen, die sich nicht ungenutzt geblieben sind, ihre Stellungnahmen gegen das regierende System auf allen Gebieten zu präzisieren, ihre Lehre speziell auf politischem und sozialem Gebiet zu erweitern und fortzubilden; jedoch der Babismus thatsächlich das Sammelbecken für alle Geister geworden, die die Reformierung und den Fortschritt ihres Landes wünschen und der gegründeten Ueberzeugung sind, daß dafür die Entfernung alles Dessen, was gegenwärtig in Persien herrscht, als Vorbedingung zu gelten habe. Damals ist also schon gesagt, daß dem Babismus trotz seiner schweren Niederlagen in Masfenderan, in Zendschan und Miris und trotz des Todes von Bab und der Mehrzahl seiner energischsten und befähigtesten Jünger mit nichten die Lebenskraft benommen war. In der Hauptstadt Teheran selbst agitierten die Babis im Stillen emsig weiter; daran vermochte auch nicht zu ändern, daß die Regierung bald hier, bald dort die Babis wegen ihrer bloßen Zugehörigkeit zu der gehäpften Gemeinschaft hinrichten ließ. Im Gegentheil rief dadurch der Schah Nasreddin persönlich Nachhaken von Seiten der Anverwandten der in seinem Namen Gemordeten förmlich hervor, wenn eines Tages ein Mordanschlag auf ihn stattfand, so war das sicherlich kein Wunder, eine planmäßige Verschwörung, für die die Babis als Gesamtheit verantwortlich zu machen gewesen wären, brauchte dabei garnicht zu Grunde zu liegen. Am 16. August 1852 wurde Nasreddin, als er in der Nähe seines Schlosses Niaweran am Ubrun einen Spazierritt unternahm, von drei Leuten, die als Gartenarbeiter in seinen Dienst getreten waren angefallen. Drei Pistolenhiebe wurden auf ihn abgefeuert, verwundeten ihn aber nur leicht, und es gelang die Attentäter ihm vom Pferde reißen konnten, was seine Umgebung zur Stelle und befreite ihn von den Angreifern, deren einer auf dem Fleck getödtet wurde, während die beiden Anderen gefangen genommen wurden.

Nun hieß es für die Machthaber, aus dem mißglückten Attentat Kapital schlagen. Alle bedeutenderen Babis, deren man habhaft werden konnte, wurden ohne Weiteres verhaftet, 60 bis 70 an der Zahl, darunter auch Kurratulayn. Obwohl es trotz ausgiebiger Anwendung der Folter nicht gelang, aus den beiden Attentätern oder einem der übrigen Angeeschuldigten ein Geständnis über das von der Regierung behauptete Komplott zu erpressen und für dies auch keinerlei sonstiger Beweis vorlag, gelangten die Richter zur Verurteilung von 28 Babis, darunter die beiden Attentäter. Am Ende August 1852 hingerichtet werden Nasreddin und seine Rathgeber fürchteten aber die Rache der Anverwandten ihrer Opfer, und sie kamen auf eine ganz beispiellos teuflische Idee, um ihr Mißgöck bei dem Verbrechen möglichst herabzumindern. Es wurde verfügt, daß Jeder, der einen hohen Posten bekleide, Minister, hohe Beamte und Würdenträger aller Art, eigenhändig bei den Hinrichtungen mitzuwirken habe, angeblich zur Erweisung ihrer Loyalität, in Wirklichkeit, um die Blutschuld auf möglichst Viele zu vertheilen. Sogar an Nasreddin's französischen Leibarzt Dr. Cloquet trat man mit dem Ansuchen heran, sich an der Schlichterei zu beteiligen, was er mit der Bemerkung ablehnte, er tödte schon zu viel Leuten berufsmäßig, um ihre Zahl noch durch beabsichtigten Mord vermehren zu dürfen. Alle Uebrigen dagegen, die in Frage kamen, entsprachen dem Willen ihrer Despoten. Unter den Schlachtopfern befand sich Kurratulayn, über deren Ende der damals gerade in Teheran befindliche deutsche Schriftsteller Pöhl folgendes schreibt: „Ich war Zeuge von der Hinrichtung der Kurratulayn, die vom Kriegsminister und seinen Adjutanten vollzogen wurde; die schöne Frau erduldet den langsamen Tod mit übermenschlicher Stärke.“ Mit welcher schier ungläubigen Grausamkeit verfahren wurde, das zu belegen genüge ein Beispiel. „Suleyman Khan,“ schreibt Bamberg, „ein wohlbeleibter Mann, hatte zuerst

vier Schnitte in die Brust bekommen, in welche brennende Kerzen gesteckt wurden, und man führte ihn so lange im Bazar herum, bis das Wachs der Kerzen von den Flammen verzehrt war und der Docht sich später am herausstießenden Fett des

Das ist das Gemetzel von Teheran, dessen Urheber, Schah Nasreddin und seine Spießgesellen, für immer am Scharpfahl der Geschichte stehen. Der Rache entging der feige Tyrann jedoch nicht. Zwar einem Mitten im Jahre 1879 entkam er

organisirte Partei, deren Mitglieder untereinander in ununterbrochenen Beziehungen stehen und auch für ihre Sache erfolgreich agitiren. Wie groß die Massen sind, die hinter dem Babilismus stehen, entzieht sich natürlich der Beurtheilung. Aber es



A. Dillens: Eislauf.

Delinquenten nähren mußte. Darauf wurden ihm glühende schwere Hufeisen auf die nackten Fußsohlen angeschlagen, und auf's Neue wurde er herumgeführt, bis man ihm endlich alle Zähne vom Munde herausriß und in der Form eines Halbmondes auf den Schädel einschlug. Da starb er erst. Die Märtyrer starben alle mit gleich uner-schütterlichem Gelbennuth, den Namen ihres Meisters Bab und den des Kalifen Ali auf den Lippen."

noch einmal unverfehrt; aber am 1. Mai 1896 ereilte ihn in einer Moschee bei Teheran, als er gerade sein Gebet verrichtete, die tödtlich wirkende Kugel eines Babi.

Die Oberhäupter der Religion, vor allem Bab's Nachfolger in der Anwartschaft auf die Beherrschung der Gläubigen aus der Familie des Mirza Sachja, weilen auf türkischem Gebiet. Nichtsdestoweniger aber ist der Babilismus in Persien selbst eine

mag wohl der Tag kommen, da der Babilismus in Persien zur Herrschaft gelangt und das Land nach seinen Ideen umgestaltet, und man darf wohl sagen, daß der Sieg der Babis für Persien ein Segen sein, es seinem jahrhundertlangem Verfall entreißen und auf die Bahn fortschreitender Entwicklung zu höherer Kultur bringen würde. Dann hätten die Blutzengen des Babilismus ihr Leben nicht umsonst gelassen. —

Edele.

Von L. E. Nielsen.

(Schluß.)

Edele erwartete Henning. Sie schritt im Wohnzimmer auf und ab im Gefühl des Wohlbehagens und der Sicherheit, jetzt unter Dach zu sein, dachte an ihn, der jetzt vielleicht unterwegs war, und wie durchdringt er aufkommen würde; sie hörte das hoffnungslose Sämmern des Regens an den Fensterscheiben, den Donner, der näher und immer näher kam, die Hunde, welche heulten, und das Vieh, das draußen brüllte. Dann hielt sie inne und blickte hinaus. Ach nein, das Unwetter würde noch lange andauern. Die Wolken jagten unablässig hin und her. . . . Weshalb nur kam Henning nicht, weshalb kam er nicht?! Er hätte vor langer Zeit schon da sein können!

Auf der anderen Seite des Fjords stand ein Hof in Flammen. Die Flammen beleuchteten den wellenförmigen Hügelrücken dort drüben, leuchten mit langen Zungen, fliegen ausgelassen in die Luft empor und entfachten die niedrig ziehenden Wolken zu rother Gluth. Rothbrauner und graugelber Rauch trieb in unruhigen Feheln hinter den Wolken her wie der Troß eines Heeres.

Edele stand und betrachtete den Feuerchein dort drüben. Sie dachte daran, wie gut es war, daß der Hof dort drüben nicht Laagestedts Hof war, und dabei fiel ihr ein, daß Henning wahrscheinlich des Unwetters wegen zögerte; denn es konnte doch immer Dies oder Das passieren, man war niemals ganz sicher.

Nein — im Grunde war man niemals sicher. Das hatte man eben wieder mit Bruns von Thalesdal gesehen. Wie war es Dem ergangen? Von jenem Hengst zertritten war er, entsetzlich zugerichtet; er starb dann auch einige Tage nach dem Unglück. Aber Bruns war auch wirklich unvorsichtig!

Ja . . . aber Henning . . . Henning . . . Henning!

Wahrscheinlich fürchtete Elline sich? Elline war ja keine starke Natur.

Aber trotzdem . . . trotzdem . . . sie hätte ja mitkommen können!

Unheimlich, wie es dort drüben brannte! Welch ein Glück, daß sie nicht all' die verirrten Kräfte, die sonderbar erschredeten Stimmen zu hören vermochte, die sich mit dem Sämen und Bischen der Flammen, dem Getöse der stürzenden Mauern und dem Geschrei der verbrennenden Thiere vermischten!

Denn sie hätte es nicht mit anhören können. Hätte sie es wohl?

Nein . . . nein . . . nein! . . . Oh, wie gut es war, daß sie es nicht hörte!

Aber jetzt . . . jetzt? Nein, es war ein Hund im Nachbarhofe. Oder war es das Vieh? Das arme, angeschuldete Vieh?

Aber Henning . . . Henning!

Er würde wohl nicht mehr kommen heute Abend, nein, er kam nicht mehr. Und er hatte doch so fest versprochen, daß er kommen sollte! Nein, jetzt kam er nicht mehr . . . kam er nicht mehr . . . Das Land verblaßt im Hain und in allen grünen Wäldern!

Es, nun war es wieder dort drüben, Flammen sah man nicht mehr, nur Rauch, rüchlich gefärbten Rauch, der dem Bienenwiesel gleich, und inmitten des hellen Scheins den dunklen Grabhügel auf dem Höhenrücken. So plötzlich tauchte er am Horizonte auf, gleich einem großen Vogel, der sich, den Kopf unterem Flügel verborgen, zur Ruhe gesetzt hat.

Henning!
Ihr Vater? . . . Nun, der sah dort drüben in seinem Zimmer und las. Er war so ruhig und fühlte sich so sicher, ihr Vater. Man konnte im Grunde niemals ruhig sein!

Und jetzt hatte auch der Regen aufgehört. Sollte das Wetter sich wohl gar auflären?

Ja, aber Henning . . . Henning! Da lieber Himmel, weshalb kam er denn nicht? Weshalb war kein er nicht?

Edele ist voller Unruhe, ihr ist bange geworden, es mag ihm etwas passiert sein, denn sonst wäre Henning trotz allem gekommen.

Plötzlich steht sie im Arbeitszimmer ihres Vaters. „Vater, glaubst Du, daß etwas passiert ist?“ „Was denn, Edele, was meinst Du damit?“ „Henning, ich meine Henning!“ „Aber das Wetter, Edele! Bedenk' doch dieses Unwetter!“

„Ja, ja, das Wetter,“ sagte sie, als wäre ihr das bisher noch nicht eingefallen.

Edele wird wieder ruhig; sie ist jetzt mit einem Mal überzeugt, daß es das Wetter ist; selbstverständlich konnte Henning seine Schwester in solchem Wetter nicht allein lassen!

Zeitig am anderen Morgen kam ein reitender Bote von Laagested und brachte einen Brief von Elline. Edele sollte sofort hinkommen; es stand nicht gut um Henning, nicht gerade etwas sehr Gefährliches, kein Grund zum Fürchten, doch er wollte sie gerne sehen, er bitte sie, zu kommen, doch sollte sie sich auf keinen Fall beunruhigen; denn irgend welche Gefahr sei nicht vorhanden.

Als aber Edele und ihr Vater in Laagested ankamen, lag Henning in wilden Phantasien. Er war mit einem Fuder Korn von den Feldern heimgekehrt. Oben, bei den Hügel, wo der Weg am Bache entlang führte, hatte der Knecht die Herrschaft über die Pferde verloren, der Wagen schlug um, und Henning war über die Böschung gegen einen Stein geschleudert. Sein Hinterkopf war fast vollständig zerquetscht.

Edele sah bei ihm und weinte, hielt seine unruhige Hand in der ihren und strich liebevoll darüber hin, wie eine Mutter über das Haupt ihres Kindes streicht.

Sie und wieder beugte sie sich über ihn und rief seinen Namen. Dann schlug er die Augen auf, seine fremden, siebertrauten Augen; aber er erkannte sie nicht. Ununterbrochen sprach er. Es war etwas von einer kranken Frau, der geholfen werden mußte, was ihm nicht aus dem Sinn kam, auch etwas von einem Boten, der nach Staunsholt geschickt werden sollte, etwas von Hochzeitsgästen, die nicht gekommen waren; und dann konnte er plötzlich im Bett in die Höhe fahren, die Hände ausstrecken und zerrn und ziehen, als ob er fahren und die Pferde zum Stillstehen bringen wolle.

Mitten in der Nacht fuhr er auf, als habe er etwas vergessen und wolle sich nun beeilen, es vorzubringen.

Sie sollten Edele Höch Nachricht geben, rief er, weshalb sie denn noch nicht benachrichtigt worden wäre? Wer er nicht mehr Herr in seinem eigenen Hause? Alle Knechte sollten hinüberreiten, die Mädchen ebenfalls, aber rotze Schärpen sollten sie um die Taille tragen, alle miteinander. Und dann, Tod und Teufel büßten sie nicht so dumm auszuweisen, waren das Spanier? Ha . . . ha . . . ha! Zum Auswurf, warum war Edele nicht mit dabei? Weiß sollte sie sein, glänzend weiß, leuchtend weiß.

Edele und Elline standen über ihn gebeugt und versuchten ihn wieder zu halten, riefen seinen Namen und umschmeichelten ihn, damit er doch nun endlich ruhig und geduldig werde. Edele beugte sich vor und küßte ihn und sah ihm lange in die rastlos umherirrenden Augen, weil sie glaubte, ihn damit zum Bewußtsein zurückrufen zu können; aber er entwand sich ihren Händen, stieß sie von sich und griff mit beiden Händen nach dem Verband, bohrte krampfhaft die Finger hinein, schüttelte, zerrte und riß. Die Binde löste sich, einige Blutstropfen sickerten hervor, noch tiefer bohrten sich die Finger hinein, da riß Edele sie heraus, sie waren roth und juckten die ihren ebenfalls. Mit aller Kraft zwang sie seine Hände auf die Decke nieder, Elline eilte fort, um Hülfe herbeizuholen, aber er entwand sich ihr und mit wahnwitzigem, rasendem Stieß entblöste er das blutige Hinterhaupt.

Edele brach mit einem leisen, dumpfen Stöhnen zusammen. Aber als sie wieder zum Bewußtsein kam, war Helin tot.

Es ist merkwürdig, wie Edele sich nach dem Tode des Bräutigams verändert hat. Verschlossen, wortkarg, hart ist sie geworden, und dann geht sie so schweigend und brügend umher, als trage sie an einem großen Haß, und in ihre Augen kann ein böser Ausdruck kommen, so etwa wie das Meer anschaut, wenn ein Unwetter darüber hinzieht.

Aber so ist Edele nur, wenn sie nicht allein ist; ist sie das aber, dann werden ihre Augen weich und schwarz vor Kummer, ihr Mund wird traurig, und dann weint sie viel. Da kann es denn auch vorkommen, daß sie das weiße Brautklein hervorholt in dem die Initialen ihres Namens stehen. Edelholm bedeuten sie, Edele Holm. — Nein, nein, nein, nun nicht mehr Edel Holm!

Ja, Edele hat im verflohenen Jahre viel geweint, sie hat sich die Rötthe von den Wangen und das Ried von den Lippen geweint.

Sie bringt eine lange Zeit bei der Familie in Kopenhagen zu; aber es giebt nichts dort, das sie ablenken könnte. Sie blickt auf Stadt und Menschheit mit fremden, schwarzen Augen, als auf etwas, das sie nichts angeht. Das Theater amüßirt sie nicht und ein Ball erinnert sie nur noch stärker an Holm, weil man die Melodie spielt, die er, wenn er vergnügt war, zu pfeifen pflegte.

So reist sie denn wieder heim, müde und trübselig, weil sie nicht vergessen kann und weil sie leid unter dem Anblick eines Antlitzes, das noch roth von geronnenem Blut, und von krampfartig hervorstehenden Fingern, die ebenfalls blutig sind.

Bei ihrer Heimkehr findet sie auf Staunsholt einen entfernten Verwandten von ihr vor, den jung Kandidaten Bramming. Bramming ist krank, er hat sich beim Studiren überarbeitet, und nun geht er umher, vorübergebeugt, mit hohler Brust, mit merkwürdig schlaff herabhängenden Armen, mit aschgrauer bitter zusammengepreßtem Mund, bald wehmüthig bald zornig schauenden blauen Augen.

An dem Tage, als Edele heimkehrte, saß draußen auf der Terasse und las. Edele war blaß, als sie ihn erblickte, ihre Augen öffneten weit. Henning? . . . Nein, das war nicht Henning.

Aber Bramming sieht Henning ähnlich, und der Nacht träumt ihr, daß Henning nun wieder da ist und im Hofe umhergeht. Aber krank ist er nun und auch bleich, und sein Haupt ist verbunden, ein weißer Binde mit rothen Flecken, und ausfahren darf er auch nicht!

Warum doch sind Edele's Augen so rastlos und ihr Mund so bang? Warum wohl sah sie drinnen in der Fensternische der Wohnstube und blickte über den Fjord hinaus und weinte. Warum will sie nun hinüberfahren nach Laagested und Elline besuchen, die noch nicht weiß, daß sie zurückgekehrt ist.

Der alte Jägermeister weiß weder ein noch aus vor Besorgniß und Unruhe. Da war er nun umgegangen und hatte gehofft, daß sie eben so gesund und zufrieden zurückkehren werde, wie sie es dem Unglück gewesen war. Er magt nicht, mit darüber zu reden; es könnte wie ein Vorwurf angesehen, und schweigt er, dann ist es, als trage er nicht mit an ihrem Kummer, als sei er gefühllos und herzlos.

Aber er begreift Edele's Kummer nicht. Bramming ist ja Henning und Bramming ist wieder nicht Henning. Des Nachts, im Traume da ist er noch Henning, aber am Tage, wenn seinen aschgrauen Mund und seine Augen sieht, groß und voll unbeweglichen Willens und wieder matt und voll Muthlosigkeit schauen können ja, am Tage, da ist er ein Anderer, mehr ein Anderer — er selber.

Und sie beginnt ihn zu hegen und zu pflegen wie man eine Blume pflegt, die am Vertrocknen Anfangs glaubt sie, daß es ist, weil er so ähnlich sieht, und ihr scheint, daß Das, was Bramming Gutes thut, eigentlich für den An-

ist, und das gewährt ihr einen Trost und das gesunde Verlangen, zu vergessen.

Ferner und ferner rückt Henning's Bild, feltener und verwischter wird die Erinnerung an ihn. Und wenn sie jetzt vorforschlich und zart gegen Bramming ist, dann ist es nicht länger um Holm's willen, sondern um Bramming's willen, und bald steht der Schatten des Todten überhaupt nicht mehr zwischen ihnen.

Nach und nach merkt Bramming wohl, wie es um Edele steht. Er wird unruhig, nicht etwa, weil er sie nicht gern hat, denn gerade das hat er, sondern weil er weiß, daß seine Krankheit den Tod bedeutet, unabwendbar und schonungslos, den Tod, früher oder später, doch in nicht allzuferner Zeit. Er weicht ihr aus und spricht kaum mit ihr. Er beschließt abzureisen und beginnt allmählig mit dem Packen; doch nach einigen Tagen packt er Alles wieder aus, er kann nicht fort, kann ihre Liebe nicht entbehren und auch seine eigene nicht. Denn er hat bis jetzt nicht geliebt und Niemand hat ihn geliebt — und nun soll er sterben?! Er bleibt; aber um seinen Schmerz zu betäuben, geht er aus, macht lange, einsame Spaziergänge, oft auch des Nachts, und häufig kehrt er durchkühlt und verfroren heim und muß sich leise in's Bett schleichen. Edele sagt ihm, daß er sich dadurch ruiniert, daß seine Brust es nicht verträgt; sie fragt ihn auch voll innerer Unruhe, was ihn denn eigentlich so plötzlich hinanstreibt. Er sieht weg und antwortet, daß diese Spaziergänge ihm im Gegentheil gut thun, daß er seine Kräfte stärken muß, wenn er hoffen soll, am Leben zu bleiben.

Der Winter ist gekommen.

Edele ist sehr blaß; sie glaubt nicht, daß Bramming sie liebt. Und sie hat Niemanden, dem sie sich anvertrauen kann. Zu Elline geht sie — nicht, weil es ihr ein Unrecht gegen Henning zu sein scheint.

Eines Abends sind die Weiden allein. Sie sitzen im Wohnzimmer, keines von ihnen spricht ein Wort; es ist so ungemüthlich still um sie herum, so unglücklich lautlos. Bramming will sich entfernen, aber er kann nicht, Edele's Athenszüge bitten ihn, zu bleiben. Er blättert in einem Buche, er liest nicht. Dann legt er es hastig fort und blickt zu ihr hinüber.

„Edele, Fräulein Edele,“ sagt er ganz ruhig.

„Sie dürfen mich nicht lieben!“

Edele beugt das Haupt, als hätte sie einen Schlag empfangen, und schweigt.

„Daß Sie mich reich gemacht haben durch Ihre Liebe, Edele, das sind nur armselige Worte; denn sie geben nicht die Hülfe des Glücks wieder, das in mir ist, und sie verrathen auch nicht den unendlichen Dank, den ich Ihnen gerne aussprechen möchte. Aber das will ich Ihnen sagen, sterbe ich jetzt halb, dann sind Sie es, von der ich fortsterbe, nur Sie, Sie allein, denn alles Uebrige wird für mich nicht existiren . . . Aber weil es so hoffnungslos ist, sage ich es Ihnen, bitte ich Sie, mich nicht mehr gern zu haben, mich nicht mehr zu lieben . . .“

Aber da wirft sie sich schluchzend über den Tisch.

„Ach, Knud! . . . Knud! . . . Knud!“

Er ergreift ihre Hände und will sprechen, aber sie klammert sich an ihn wie ein Kind, preßt sich wild in seine Arme und er kann ihr nur immer wieder über's Haar streichen und wiederholen:

„Edele, arme Edele!“

Dann blickt sie plötzlich auf und packt krampfhaft seinen Kopf.

„Aber hast Du mich denn nicht lieb?“

„Ja, . . . ja . . . Edele, ja, ich habe Dich lieb!“

„Ach, warum darf ich denn nicht, warum willst Du denn nicht?“

Und er kann die Worte nicht hervorbringen, die er sprechen wollte, ihr Schluchzen entreizt sie ihn, eins nach dem anderen, und in seiner Rathlosigkeit weiß er nichts Anderes, als seinen Mund auf den ihren zu drücken in einem willenlosen Kuß. . . .

Seit dem Tage blitzen Edele's Augen und lächeln gerne, ihr Mund ist froh und lacht oft. Denn sie glaubt nicht an den Tod, Bramming will nicht sterben, er will leben, jetzt will er leben, sie sieht es ihm an.

Nein, Edele glaubt nicht an den Tod, der Tod

kann nicht zweimal kommen, Bramming wird leben! Aber er fühlt, wie die Krankheit in ihm wütht, rastlos, ununterbrochen, und er weiß auch, daß es bald kommen wird, das, was früher nur einen glücklichen Menschen bei Seite gebracht hätte, was aber jetzt mit unsanften Händen das Glück zweier Menschen zerstören wird, das, wovon er fürchtet, daß Edele es nicht ertragen wird.

Und wieder kommt die Neue und setzt sich zu ihm und flüstert, daß er hätte abreisen sollen, daß er nicht hätte bleiben dürfen, daß er schlecht gehandelt gegen Diejenige, die ihm die Liebste ist! Er peitscht sich mit des Vorwurfs harter Geißel, er läßt es als schwere Bürde auf seine Schultern — Edele hebt die Last, sie nimmt ihm die Geißel aus der Hand und macht ihn renelos, Edele bringt wieder Licht in sein sorgenumbültertes Gemüth und sagt, daß ihr allabendlich, wenn sie schlafen geht, ist, als hätte sie ein ganzes, langes Leben gelebt, so reich ist sie durch seine Liebe; und dann spricht sie davon, daß sie, wenn erst der Sommer ihn gekräftigt hat, nach dem Süden reisen und dort den Winter zubringen wollen, damit er vollständig genesen kann, vollständig, so daß er sich überhaupt nicht mehr wird erinnern können, je krank gewesen zu sein. Bramming bringt es nicht über's Herz, ihr zu widersprechen, und wenn er ihr so zuhört, glaubt er manchmal selber, daß er wieder gesund werden kann. Wenn er sie hört und wenn er ihre leuchtenden, vertrauensseligen Augen sieht. Doch wenn er allein ist, kommt die Gewißheit und starrt ihn mit ihren großen, leeren Augenhöhlen an.

Der alte Jägermeister freut sich nicht über das Geschehene, aber Edele's Glück leuchtet ihm entgegen, und Glück muß behutjam angefaßt werden, sonst bricht es leicht; deshalb schweigt er und läßt den Dingen ihren Lauf, voller Unruhe in Gedanken an die drohende Gefahr. —

Am einem Märztag verschlechtert sich Bramming's Zustand, er muß das Bett hüten. Er ist sehr bleich, als Edele neben ihm sitzt. Er kämpft einen harten Kampf; denn er will ihr jetzt Alles sagen und sie bitten, Das ruhig hinzunehmen, was unweigerlich kommen muß. Aber es wollen ihm keine Worte einfallen. Denn die Worte, die die richtigen sind und die so absolut klar Das ausdrücken, was sie ausdrücken sollen, die Worte sprechen sich so schwer aus, denn sie liegen so abgrundtief verborgen unter all' den alltäglichen. Und dort neben ihm sitzt Edele und lächelt ihn an mit einem Lächeln, das nichts weiß von Furcht, sondern nur von Trost und Beruhigung, und macht seine Hand verlegen und schilt ihn, weil er damals im Herbst — er weiß wohl warum — so unvorsichtig war. Jetzt soll er nur ruhig und geduldig liegen und daran denken, daß er sich um ihre Willen beillen muß, wieder gesund zu werden!

Aber von Tag zu Tag wird er schwächer. Bei jedem Athenszug ist es, als müßte er die Luft aus noch größerer Tiefe hervorholen, und wenn man den Athem über die aschgrauen Lippen kommen und gehen sieht, dann glaubt man immer, daß es nun vorbei sein muß.

Edele hört es nicht. Edele sieht es nicht. Edele kann an den Tod nicht glauben.

Wizweilen kann ihr der Gedanke wohl kommen; aber sie wehrt ihn von sich ab mit allen Kräften, schliefst die Ohren vor seinen Worten, schliefst die Augen vor den aufstauchenden Bildern; sie will es nicht glauben, kann es nicht glauben, nein . . . nein . . . nein! Es ist nicht möglich, daß das Leben so grausam sein kann! Sie fährt fort, vom Sommer zu reden, der ihn kräftigen soll, und vom Süden, der ihn ganz gesund machen wird, und während sie spricht, liegt Bramming dort und sucht nach Worten, sucht und sammelt, horcht und lauscht, seine Gedanken tasten hin und her wie Blinde, stolpern, richten sich wieder auf und suchen weiter und können nicht sehen. Manchmal scheint es ihm, als hätte er nun so schonende und einfache gefunden, die zu finden möglich sind. Dann liegt er und versucht sie, wiederholt immerfort, horcht, wie sie klingen. Dann bewegen sich seine Lippen, als wolle er sprechen und könne es nicht, er sagt sie sich vor, er hört sie, und immer ist eins dazwischen, das ihm hart und kalt klingt.

Schließlich spricht er mit dem Arzt darüber.

„Doktor, wollen Sie es ihr nicht sagen?“

„Was denn? Was ist es, Bramming, das ich sagen soll?“

Bramming schaut ihn mit einem hilflosen, verwirrten Blick an.

„Daß, daß ich sterben soll!“ stöhnt er endlich.

Der Arzt erhebt sich und schweigt. Nach einer Weile sagt er:

„Damit müssen Sie sich nicht quälen, Bramming. Edele ist eine gesunde Natur, sie wird schon darüber hinwegkommen.“

„Ja, ja, aber trotzdem hätte ich nicht bleiben sollen!“ —

Eines Nachts, lange bevor Jemand es erwartet hat, stirbt Bramming.

Als Edele am Morgen in sein Zimmer tritt, ist ein großer blutiger Schatten auf dem Fußboden neben dem Bett und rothe Streifen auf den weißen Kissen. Sie wirft sich über ihn, ergreift seine Hände, die mit Blut bespritzt sind, schüttelt sie, wie um ihn wachzurütteln, ruft seinen Namen und schluchzt. Dann legt sie ihre Hände an seine Wangen, hebt den Kopf, beugt sich ganz dicht heran und flüstert eindringlich und bittend: „Knud! . . . Knud! . . . Hörst Du, Knud?“

Und als der Jägermeister kommt, vernag er sie nicht zu entfernen und nicht zu beruhigen. Sie will bei ihm bleiben, bis er aufwacht, sagt sie, er ist nicht todt, nein, er ist nicht . . . Weshalb sollte er wohl auch jetzt sterben, wo es anfängt, Sommer zu werden?

Beim Begräbniß ist Edele nicht anwesend. Sie ist krank. Elline ist bei ihr und wacht bei ihr des Nachts. Ihr Vater ist ebenfalls oft bei ihr.

Oft führt sie verwirrte Reden. Bald spricht sie von Henning, als wäre er Knud und dann wieder von Knud, als wäre er Henning. Sie redet etwas von Sevilla's Gärten, deren Luft schwer von Blumenduft und deren Himmel unermeßlich hoch scheint. Aber Bramming ist es, der sie dort herumführt. Nach und nach wird sie ruhiger. Das Bewußtsein kehrt zurück, und bald kann sie sogar ein wenig aufstehen.

Jetzt spricht sie von keinem der Weiden mehr. Sie spricht überhaupt sehr wenig, gerade, als wüßte sie nicht, worüber sie sprechen soll. Aber auch in ihrem Schweigen liegt etwas, das sie verbergen will, ein merkwürdiges Geheimniß, das sie mit sich herumträgt und das sie mit ängstlichen Augen bewacht.

Der Sommer hilft ihr. Sie wird von Tag zu Tag kräftiger, und endlich ist alle Gefahr beseitigt. Jetzt soll sie sich nur noch etwas stärken, und dann wollen Elline und sie nach der Schweiz reisen und dort den Winter zubringen!

Da, eines Nachts, wacht sie zitternd vor Schreck auf.

Sie richtet sich im Bett auf und horcht gespannt, beugt sich vor und lauscht mit geöffnetem Mund, ihr Athem steht stille, ihre Augen werden unheimlich groß . . .

„Ja . . . ja . . . ja doch . . . er stöhnt . . . er stöhnt . . . er ist noch nicht todt! . . . Horch! Er stöhnt . . . Ach nein . . . er ist ja todt!“

Am nächsten Morgen sind ihre Wangen noch bleicher als sonst und an dem Tage schweigt sie, als wäre sie in Schweigen erstarrt.

Und in der Nacht hat sie denselben Traum. Sie erwacht in großer Angst, unfähig zu schreien und außer Stande zu unterscheiden, ob es der Traum, oder ob er es wirklich ist — sie horcht und starrt verwirrt vor sich hin, bohrt die Finger in die Ohren, um nichts mehr zu hören, und kann sich trotzdem nicht davon befreien — horcht dann wiederum athemlos und erwacht schließlich vollständig und läßt sich schluchzend in die Kissen zurückfallen.

Am folgenden Tage ist sie müde, so müde, daß sie kaum gehen kann. Aber sie sagt nichts. Und als ihr Vater forscht, ob sie sich schlechter fühlt, lächelt sie ihn nur an und schüttelt den Kopf.

Gegen Abend werden ihre Augen unruhig und ihr Blick schweift in die Ferne, und wenn sie die Augen auf Jemand richtet, dann ist es, als wenn zwei Fremde lange draußen in fremden Landen ge-

wesen und können nun verändert und unkenntlich zurück.

Und in der Nacht träumt ihr wieder dasselbe. Aber jetzt ist es kein Traum, und sie zittert nicht vor Furcht, und sie horcht nicht angestrengt, denn nun weiß sie es, ach, nun weiß sie so sicher, daß er nicht todt ist, daß er lebt, daß er sie ruft,

und daß sie aufstehen und ihm helfen muß, seine Brust von der Erde zu befreien, damit er leichter athmen kann. Sie überlegt nicht, wer von den Beiden es ist. Denn jetzt sind Beide eins, und sie giebt ihm keinen Namen, aber sie steht auf und öffnet das Fenster und geht in die Nacht hinaus, um ihn zu holen.

Am Tage darauf fand man ihre Leiche. Sie war in das Wasser gestürzt, das am Garten vorbeifloß, die Strömung hatte sie eine kurze Strecke mit fortgerissen, dann hatte ein überhängender Zweig sie aufgehängt. Aber auf der anderen Seite des Wassers lag der Kirchhof.



Der Eislauf.

Vergraben ist in ewige Nacht Der Erfinder großer Name zu oft. Was ihr Geist grübelnd erdenkt, mußten wir; Aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann, Der zuerst am Maß Segel erhob? Ach, verging selber der Ruhm Deinen nicht, Welcher dem Fuß Flügel erkand!

Und sollte Der unsterblich nicht sein, Der Gesundheit uns und Freuden erkand, Die das Ross müchtig im Lauf niemals gab, Welche der Reihn selber nicht hat?

Unsterblich ist dein Name bereinst! Ich erkunde noch dem schlüpfenden Stahl Seinen Tanz! Leichteres Schwungs steigt er hin, Streift umher, schöner zu sein.

Du kennst jeden reizenden Ton Der Musik, drum gib dem Tanz Melodie! Raus und Halb höre den Schall ihres Horns, Wenn sie des Flugs Eile geben!

O Jüngling, der den Wasserloshum Zu besessen weiß und schlichtiger Tanz, Laß der Stadt ihren Stamin! Komm' mit mir, Wo des Schiffs Ufer dir winkt!

Ein Licht hat er in Dünste gehüllt, Wie erhellte des Winters werdender Tag Sanft den See! Glänzenden Reih, Sternen gleich, Streute die Nacht über ihn aus.

Wie schneigt um uns das weiße Geißel! Wie erheit vom jungen Froste die Bahn! Fern verrätht heines Rosthorns Schall dich mir, Wenn du dem Wind, Flüchtling, erdeilst.

Wir haben doch zum Schwanze genau Von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins? Winterluft reizt die Begier nach dem Wohl, Flügel am Fuß zeigen sie mehr!

Zur Eiszeit werde du dich, ich will Zu der Reihnen hin halbtreidend mich biegen, Komm den Schwanz, wie du mich ihn nehmen siehst: Also! nun stieg schon mir vorbei!

So gehen wir den schlängelnden Gang An dem langen Ufer schneidend hinab. Stille Nacht! Stellung, wie die, lies' ich nicht, Zeichen dir auch Reihler nicht nach.

Was horcht du nach der Jagd hinaus? Reihlerne Reihnen lassen dich her! Hast und Laß gingen noch nicht über's Eis, Reize noch nicht weiter ihn fort.

Statt heißt dein Ohr ja Alles; vernimm, Wie der Ledezion wehlt auf der Reih! O, wie laß's andez, wie hall's, wenn der Frost Reihnen hines jodelt den See!

Parad' lag nicht die schimmernde Bahn Das beschneit, was dem Ufer zu gehn! Denn, wo dort Reihnen sie besch, Reihnen's vielreihig, Spandeln vielreihig Duzen erzen.

Den ungehörten Regen erkennst, Den gehörten Quell entriegelt der Led. Schüttel du auch leicht, wie das Laub, ach, beschneit, Sankst du hoch, Jüngling, und schneit!

Wie Leo Tolstoi arbeitet. In seiner Manier zu arbeiten erinnert Tolstoi an manchen berühmten Maler. Nachdem er den Plan zu seiner Arbeit festgestellt hat, entwirft er zuerst eine Anzahl Studien gesammelt hat, entwirft er zuerst eine Anzahl Studien gesammelt hat, entwirft er zuerst eine Anzahl Studien gesammelt hat...

Wenn Tolstoi die Handschrift seines neuen Manuskripts vorfindet, beginnt er sofort mit einer neuen Arbeit, die indessen wieder nur eine Art Kohlenzige ist. Das Manuskript ist bald ganz hant von Strichen, Einschleichen, Korrekturen zwischen den Zeilen und am Rande. Ganze Sätze werden umgestoßen und durch andere ersetzt, die bligartig das Bild von einer neuen Seite beleuchten.

Alles so klar und logisch wie nur immer möglich darzustellen, ist für ihn die Hauptsache. Er liebt es, darauf hinzuweisen, daß Gold nur durch angestrengtes Erben und Wachen zu Tage gefördert wird. Nur wenige Szenen gelangen ihm gleich beim ersten Entwurf, wenn er unter einem lebhaften Eindruck steht. So wurde beispielsweise die Schilderung des Pferderennens in „Anna Karantina“ unter dem Eindruck der interessantesten Erzählung des Fürsten Nokolansky sofort zu Papier gebracht.

Während der Drucklegung hat sich eine solche Fülle neuer Eindrücke gesammelt, daß das behandelte Thema sich vielfach in einem ganz anderen Lichte zeigt. Jedoch die Ränder der Korrekturbogen sind eng und die Zeit zu Berichtigungen ist knapp; den Ansturm neuer Gedanken unterdrückend und mit jedem Stückchen Papier geizend, überzieht Tolstoi die Korrekturbogen mit einem dünngebrängten Netz von Verbesserungen. Mit der zweiten Korrektur geschieht dasselbe. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß, wenn Tolstoi neunundneunzigmal Korrektur lesen dürfte, auch die neunundneunzigste noch ganz hant von Verbesserungen sein würde.

Mittelalterliches Studententhum. Im Verlage von Eugen Dieberichs in Leipzig ist kürzlich ein Buch erschienen: „Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit“ von Emil Reide, das einen interessanten Ueberblick über Gelehrtentum und Univeritätswesen während des Mittelalters giebt. Aus dem Kapitel über das Studententhum des Mittelalters wollen wir hier Einiges wiedergeben. Im Allgemeinen mußte Jeder, der zu studiren anfing, Lehrling bei einem Meister (Magister) derjenigen Fakultät werden, bei der er eingeschrieben zu werden wünschte. Diese Lehrlinge, von denen jeder Magister so viele annehmen konnte, wie er wollte, nannte man Scholaren. Vorbedingung zur Aufnahme war eheliche Geburt. Die Lehrzeit selbst dauerte zwei bis fünf Jahr, nach welchem Zeitraum der Lehrling sich zur Gesellenprüfung melden konnte.

War diese Prüfung bestanden, so durfte sich der Scholar Baccalarus nennen. Der neugeborene Baccalarus hatte sich noch einige Jahre an der Univerität, an der er sein Examen gemacht hatte, aufzuhalten, um sich durch Ertheilen von Vorträgen und durch rege Theilnahme an den Disputationen seiner Fakultät für das Magisteramt vorzubereiten. Dieser Magistertitel wurde gewöhnlich nur in öffentlicher Fakultätsversammlung verliehen. Ein vom Kandidat selbst gewählter Magister, der Promotor, verließ ihm unter gewissen Zeremonien die Insignien der Magisterwürde, die hauptsächlich durch das Magisterbarrett verkörpert wurde. Die Kosten der Promotionen waren überall sehr hoch. In Leipzig hatte zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein Doktor der Rechte bei seiner Promotion nicht weniger als zweihundertfünfzig Dukaten zu zahlen. Schlimmer als diese Ausgaben waren andere Mißbräuche, die mit dem Promobiren verknüpft waren. Für drei bis vier Gulden waren gewöhnlich alle Examinatoren zu haben, und es ging das Sprichwort: Jeder Baccalar, der geschworen, keine unlauteren Mittel bei Erlangung seines Grades bemüht zu haben, habe einen Meinelb geleistet.

Ameisenschlaucht. In neuester Zeit ist von mehreren Beobachtern der Versuch gemacht worden, die Intelligenz der Ameisen zu leugnen und sie als lebende Automaten hinzustellen, die rein instinktmäßig ererbe und vernunftlos erscheinende Handlungen ausführen. Indessen häuft sich die Zahl der Beobachtungen, die sich unter dem eben erwähnten Gesichtspunkt keinesfalls begreifen lassen. Sehr lehrreich ist eine von Subertrop gemachte Beobachtung, die von der „Nature“ mitgeteilt wird. Subertrop legte eine geistbete Wespe auf einen von Ameisen begangenen Pfad.

Die erste Ameise, welche sich einfand, bemerkte die Wichtigkeit des Fundes und machte Reih, um bald mit einer größeren Anzahl ihrer Genossen wiederzukehren. Während nun einige derselben sich daran machten, die weideren und daher nicht aufbewahrungsfähigen Theile der Wespe zu verzehren, lösten andere Ameisen die härteren Theile ab, um sie für den Winter als Nahrung in den Bau zu schleppen. Subertrop beobachtete nun, wie eine der Thiere zu diesem Zwecke an einem abgelösten Flügel der Wespe zerrte; sie hatte ihn aber kaum einige Centimeter fortbewegt, als ein Bindloß sie mit sanfter dem Flügel weit zurückwarf. Eine kurze Weile machte sie noch verzweifelte Anstrengungen, dann ließ sie plötzlich nach und beschäftigte sich damit, Sandkörner, so groß, wie sie sie nur schleppen konnte, auf den Flügel zu wälzen. Nachdem sie auf diese Weise die Weite vor dem Davonfliegen gesichert hatte, ging sie auf die Suche nach anderen Kameraden, die auch, drei Mann hoch, bald erschienen. Im Handumdrehen mußte eine Verkrüppelung über das zu Unternehmende stattgefunden haben, denn alle vier begaben sich jetzt auf die von der stärksten Reihader des Flügels durchzogene Längsseite desselben und rollten ihn ein, wie man eine Fahne um ihre Stange rollt! Dann hießen sie die Rolle in drei Stücke und zogen vergnügt von dannen. Das ist eine Reihe so vernunftgemäßer Handlungen, daß die Instinkttheorie hier kläglich scheitert.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!